



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neger und Negerbarone in Südcarolina. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dadurch gemacht würde, daß die preußische Regierung einem aussichtsvollen Unternehmen die Zinsengarantie gewährte, die ganze Angelegenheit in Fluß kommen und dann gewissermaßer das Eis gebrochen dauernd die Zurückhaltung des Kapitals besiegt werden. Daher muß man den berechtigten Wunsch hegen, daß endlich einmal etwas geschieht und das Zögern aufhört.

Neger und Negerbarone in Südcarolina.

II.

Die Farbigen kennen auch unter sich gewisse Rangordnungen, ja ihre Aristokratie unterscheidet sich von den Tieferstehenden womöglich noch strenger und stolzer als die der Weißen sich von den andern Ständen abhebt. Dies war schon vor dem Kriege der Fall. Die Art, wie man seine Vornehmheit begründet, ist nach der Vertlichkeit verschieden, so daß eine Generalisirung der verschiedenen Klassen unthunlich ist. Aber die Abstufungen von oben nach unten gründen sich in der Regel auf öffentliche Stellung, Bedeutung in der Kirchengemeinschaft, Besitz von Geld und Grundeigenthum, auf den hohen oder niedern Stand dessen, dem der Betreffende früher als Sklave gehört hat, und auf Geburt in einer der Städte. Die, welche in Familien vornehmsten Ranges zu Bedienten, Kutschern, Kammermädchen aufgewachsen sind, thun natürlich sehr dick mit ihrer feingeschliffenen Haltung und Rede, und die, welche in der Lage sind, für eigene Rechnung zu arbeiten, Land zu pachten und als Farmer oder Gärtner sich ihren Unterhalt zu verdienen, den Schmied oder den Zimmermann zu machen u. d. betrachten sich als erheblich höher stehend als die, welche sich als Tagelöhner vermietthen müssen.

Die Weißen in Südcarolina sind, gleich allen Amerikanern, große Liebhaber von militärischen Titeln. Die Neger mit ihrer bekannten Neigung, es den Weißen gleich zu thun, sind in den letzten Jahren eifrigt bemüht gewesen, sich Chargen in der Nationalgarde zu verschaffen, und so haben viele von ihnen die Genugthuung, sich von Ihresgleichen Kapitän, Major oder gar Oberst tituliren zu hören.

In seinen vier Pfählen ist der Farbige ein Tyrann der schlimmsten Art. Seine Frau kocht gewöhnlich für ihn, und beide gehen mit den größeren Kindern den Tag über auf Arbeit und Lohn, natürlich nur, wenn sie kein Grenzboten III. 1877.

Vermögen haben. Von zwölf bis zwei Uhr wird nicht gearbeitet, damit die Frau die Mittagsmahlzeit zubereiten kann. Die wohlhabenderen und die reichen Neger — es gibt nämlich auch solche — ahmen die gesellschaftlichen Sitten der Weißen nach, erweisen ihren „Damen“ Artigkeiten, lassen die Frauen und Mädchen nicht arbeiten, schicken ihre Kinder in die Schule, miethen sich Dienstleute, führen einen guten Tisch und halten sich Wagen und Pferde. Auch die niedere und unbemittelte Klasse der Farbigen versucht, so gut es geht, die Weißen nach ihren Lebensgewohnheiten zu kopiren. Alle wünschen, daß ihre Kinder Schulunterricht haben sollen, und bringen es gelegentlich dahin, daß dies eine Zeit lang geschieht, aber der Mangel an Mitteln läßt nur bei Wenigen zu, daß ihre Kinder regelmäßig die Schule besuchen — die Kinder müssen eben durch Arbeit ihr Brod verdienen. Die Weißen hegen ein heftiges Vorurtheil, ja tiefen Haß gegen diese lobenswerthen Bestrebungen, der Segnungen der Bildung theilhaft zu werden, und ergreifen jede Gelegenheit, die Neger zu beleidigen, die ihre Kinder in die Schule schicken. „Ihre Frau und ihre Kinder thäten besser, sich rechtschaffen auf dem Felde draußen zu beschäftigen,“ ist eine oft gehörte Bemerkung. Allerdings hat diese Denkart der Weißen eine gewisse Entschuldigung für sich. Das plumpe Selbstgefühl vieler Neger beeinträchtigt oft ihre Brauchbarkeit als Arbeiter, es läßt sie sich frech und anmaßend benehmen, und an solche Neuerungen sind die Weißen bis jetzt noch nicht gewöhnt.

Der Neger besitzt sehr selten Anhänglichkeit an den Ort, den er bewohnt, und so ist er fast unaufhörlich auf dem Wege von einem County zum andern. Da er sich mit Leichtigkeit unter Fremden von seiner Farbe heimisch machen kann, so würde er auch nicht außer Fassung gerathen, wenn er so blitzschnell wie Aladdin's Frau oder Nureddin im arabischen Märchen von einem Staate in den andern versetzt würde.

Der Gentleman des Südens zeigt noch immer seine alte Ritterlichkeit im Denken und Benehmen. Die Frauen werden unter der bessern Klasse des Südens von ihren Gatten, Liebhabern und Söhnen geradezu angebetet, und sie werden sich, da sie äußerst konservativ sind, schließlich als eins der Haupthindernisse der Versöhnung mit dem Norden erweisen. Jeder junge Mann, der sich in Gesellschaft von Yankees oder Republikanern blicken ließe, ließe Gefahr, von seiner Braut nicht mehr angesehen und von Mutter und Schwestern mit bekümmertem Miene empfangen zu werden. Die Damen des Südens sind in der Regel schwächer und hilfloser als die des Nordens. Nie läßt man sie etwas thun, wenn ein Herr in der Nähe ist. Gesellschaftlich und politisch ist die Stellung der Frauen im Süden weit weniger fortgeschritten als unter den Yankees, wo man sogar in manchen Beziehungen weiter gegangen ist, als

sichs mit der Natur und Bestimmung des Weibes verträgt. Die Idee, daß Frauen in öffentlichen Versammlungen und Vereinen Reden halten und abstimmen, ist den Südländern (mit vollem Rechte) im äußersten Grade zuwider und zwar den Frauen noch mehr als den Männern. Südländer, die im Norden reisen und dort Damen an öffentlichen Disputationen sich betheiligen sehen, kommen mit wahren Abscheu vor solcher Thorheit und Unnatur nach Hause. Im Winter von 1875 kam eine Dame nach Charleston, um öffentliche Vorträge zu halten, aber kein anständiger Mann, geschweige denn eine Dame, wollte sie hören, nur ein paar Bummler erschienen, um sie anzustarren. Die Negerweiber werden von den Männern sehr rauh behandelt und die Kinder werden von ihren Eltern in einer Weise gemißhandelt, über welche Pestalozzi, Fröbel und Herbert Spencer die Haut schaudern würde.

Die Neger wohnten früher, wie wir bereits bemerkten, in Hüttengruppen in der Nähe der Häuser ihrer Herren oder Overseers. Seit ihrer Freigebung haben sie starke Neigung gezeigt, sich von diesen Reliquien ihrer einstigen Unterthänigkeit zu entfernen. Viele von den „Negerquartieren“ auf sehr entlegnen Plantagen sind vollständig verlassen und gehen dem Verfall entgegen. Andere sind bereits niedergedrückt, und freie Neger haben sich das dazu verwendete Material gekauft und sich davon eine Hütte an einer andern Stelle errichtet, wo sie etwas Land gepachtet und unter Kultur gebracht haben. Sie richten es gewöhnlich so ein, daß sie ihre Grundstücke neben einander pachten oder kaufen, und zwar gewöhnlich dicht an den Grenzmarken einer Stadt oder eines Dorfes, so daß jede südliche Stadt — wenigstens ist das in dem hier ins Auge gefaßten Staate der Fall — in zwei Abtheilungen zerfällt, in die eigentliche Stadt, in welcher hauptsächlich Weiße wohnen, und wo sich die schönsten und stattlichsten Gebäude befinden, und in die „free town“, spöttlich auch „Liberia“ genannt, wo lediglich Farbige hausen, und die fast ausschließlich aus elenden Blockhütten mit Schindeldächern und hölzernen Läden statt der Glasfenster, mit Lehmofenschornsteinen und nur einer einzigen Stube bestehen. Natürlich haben die weißen Familien, welche wohlhabend sind, in ihren Höfen hinter dem Hause geringere Gebäude für ihre farbigen Diensthöten. Viele Mägde schlafen auch im Hause ihrer Herrschaft, aber in solchen Fällen weist man ihnen niemals ein eignes Gemach, ein Dachstübchen und dergl. mit einem Bette an, sondern sie verbringen die Nacht auf einem Strohsack, der im Schlafzimmer ihrer jungen Herrin oder der kleinen Kinder auf den Fußboden gebreitet wird.

Wo die Neger getrennt von den Weißen wohnen, ist ihre Nahrung grob und auf barbarische Art zubereitet. Ihre Wohnung, die, wie gesagt, in der Regel nur eine Stube hat, dient als Wohn- und Empfangszimmer und zu-

gleich als Schlafkammer und Küche. Ihr Küchengeräth besteht in den meisten Fällen nur aus einem großen eisernen Topfe, einem Kochofen und einigen Blechpfannen, die aller Wahrscheinlichkeit nach vorher von den Weißen in ihrem Haushalt bis zur Abnutzung gedient haben und dann bei Seite geworfen worden sind. Dazu kommen noch ein Quirl, ein Rührlöffel, eine Kaffeekanne und eine Kaffeemühle. Gewöhnlich essen sie unmittelbar aus dem Küchengeschirr, bisweilen haben sie auch Blechnäpfe und blecherne Tassen oder grobes Thongeschirr, das, wenn die Mittel des Hauses diesen Luxus gestatten, mit rothen Blumen bemalt sein muß. Viele bedienen sich nur der fünf Finger und eines Einschlagmessers sowie eines Blechlöffels, Andere haben es zu zinnernen Löffeln, eisernen Gabeln und Tischmessern gebracht. Die Nahrung besteht selten aus etwas Anderem als „Hominy“ (Maisbrey), Maisbrot, ranzigem, fettem Speck, Kaffee und wohlfeilem Sirup zum Frühstück. Der Kaffee wird ohne Milch und mit jenem Sirup versüßt getrunken. Zu Mittag kommt Maisbrot, Reis und, wenn sie in guten Verhältnissen sind, fettes Schweinefleisch nebst Gemüse auf den Tisch, das von fetter Brühe glänzt. Das Abendessen ist dem Frühstück gleich, nur daß der Speck wegfällt. Am Sonntag ziert den Tisch beim Frühstück ein Teller mit Weizenbrot in der Form von Zwieback oder „Hoecake,“ welches die Frau selbst gebacken hat, und der Kaffee wird durch einen Zusatz von allergrößten braunen Zucker schwachster gemacht. Die Gärten der Neger enthalten nur wenige Gemüsearten: süße Kartoffeln, feltner andere, Erbsen, Bohnen, Wassermelonen und Kürbisse, bisweilen Weißkohl und Rüben. Familien, die sich das gestatten können, mästen sich ein Schwein, das zu Weihnachten geschlachtet wird. In jedem menschlichen Wesen liegt nach Macaulay's Behauptung der Wunsch und das Bestreben, seine Lage zu verbessern, und die Neger Südcarolinas machen hiervon keine Ausnahme. Wie sie ihre Kinder nach Möglichkeit in die Schule schicken, so bemühen sie sich auch, sich bequem und behaglich im Leben zu machen. Viele von ihnen haben das Geld, was sie von ihrem Verdienst erübrigt, zum Ankauf einer Kuh verwendet, und die meisten halten sich ein paar Hühner. Seite an Seite mit diesem Bestreben bemerkt man aber nicht selten auch die verhängnißvolle Auffassung des Lebens, die der Fluch Irlands geworden ist, die Neigung, dem Vieh gleich in einem garstigen Loch zu hausen. Man kauft sich einen oder zwei Acker Land, baut sich eine Hütte darauf, zieht hinein und lebt dann darin in Schmutz und Noth von dem, was der übel bestellte Acker trägt. Alle diese Bemerkungen finden auch auf den größten Theil der Weißen auf den Sandhügeln Anwendung, von denen viele nicht wesentlich besser als Bettler sind.

Seit dem Kriege haben sich viele Damen der Aristokratie und des höhern Bürgerstandes gezwungen gesehen, das Kochen selbst in die Hand zu nehmen.

In der That, man sieht es für ein Glück an, wenn eine noch in der Lage ist, sich eine Köchin zu halten. Die Küchen waren früher abgezweigt von den Häusern, und die Speisen wurden, nachdem sie fertig waren, über den Hof ins Esszimmer getragen. Aber diese Methode ist außer Gebrauch gekommen, und die Damen, die nicht gern mit Schüsseln und Terrinen über den Hof gehen, haben sich irgend ein Zimmer des Hauses selbst zur Küche hergerichtet. Kochöfen, früher fast ganz unbekannt, finden sich jetzt in jeder Familie; denn man hat eben nicht mehr eine Menge von Negern zur Hand, die sich draußen über das Herdfeuer beugen. Viele Damen sind auch ihre eignen Stubenmädchen geworden, indem sie das Auskehren der Zimmer besorgen, die Möbel abstäuben und die Betten machen. Ihre Knaben spalten das Holz für Kamin und Ofen, und ihre Mädchen gehen der Mutter bei den häuslichen Arbeiten zur Hand. Bei solchen Familien steht in Folge dessen die Gastfreundschaft tief unter Bari. Wenn Gesellschaft ankommt, ist die Frau vom Hause gewöhnlich abgehalten. Statt sich zu den Gästen ins Empfangszimmer setzen zu können, muß sie für sie kochen und den Tisch decken, und selbst wenn sie Dienstleute hat, muß sie unaufhörlich bei Seite gehen, um nach ihnen zu sehen; denn ein Neger thut lediglich, was ihm geheißen wird. Das Essen ist fast immer dürftig und selten gut gekocht; denn die Dame ist Dilettantin in der Küchenarbeit, und die Negerköchin versteht auch nicht oft eine ordentliche Mahlzeit zu bereiten. Das Geschirr ist häufig alt und voll Sprünge. „Ich pflegte“, so erzählt unser Südcarolinier, „bis ich klüger wurde, die Dame eines Hauses, dessen Besitzer mich bisweilen zu Tische bat, zu ersuchen, mir ihren Teller zukommen zu lassen (man bediente sich hier selbst), damit ich ihr von dem vor mir stehenden Gerichte etwas darauf legen könne. O nein, erwiderte sie, ich will Sie lieber nicht bemühen; bitte geben Sie mir die Schüssel her, ich will mir selbst davon nehmen. Der Zufall enthüllte mir zuletzt den Beweggrund ihrer hartnäckigen Ablehnung meines Anerbietens. Alle Teller waren den Gästen und den Mitgliedern der Familie hingestellt worden, von welchen einige aus Suppentellern ihr Fleisch und Gemüse aßen. Die Mama aber speiste, hinter dem Theeservice versteckt von einer Untertasse. Wenn ein Gang (falls es, was sehr selten ist, mehr als einen gibt) verspeist ist, so pflegt sich eins von der Familie, gewöhnlich einer der Knaben, zu erheben, den Tisch abzuräumen und das Dessert aufzutragen.

Nicht nur Kochöfen, sondern auch Nähmaschinen und andere Gegenstände des modernen Haushalts sind gegenwärtig vielmehr im Gebrauch als vor dem Kriege. Die Weissen, die ihre Hausarbeit jetzt selbst verrichten müssen, sind begierig, dieselbe mit Hilfe von Maschinen zu thun, da ihnen die Sklaven fehlen. Uebrigens kann man Negern auch nicht gut Arbeit ersparende Maschinen

in die Hände geben, da sie größtentheils zu einfältig und zu ungeschickt sind, um sie gehörig und mit Nutzen handhaben zu können. Wenigstens gilt dies von allen den Maschinen, welche ein besonders aufmerksames Auge und eine feinfühligte Hand erfordern. Negermädchen, die sich mit Nätherei befassen, liefern (mit Ausnahme derer, die in gebildeten Familien auferzogen und belehrt worden sind) Arbeit mit großen, plumpen Stichen, und die Wäscherinnen verderben die ihnen anvertraute Wäsche, machen sie voll Kostflecken, zerreißen sie, waschen die Knöpfe ab, versengen sie beim Plätten und wissen sie nicht ordentlich zu stärken. Farbige Köchinnen mißhandeln in der Regel die Deseu, lassen sie dick voll Ruß werden und bewirken auf diese Weise, daß sie nur halb so lange halten, als sie eigentlich sollten.

Eine Zeit lang war es eine Seltenheit in Südcarolina, wenn man einen neuen Buggy, eine neue Kutsche oder ein anständiges Pferd zu sehen bekam. Die Pferde wurden dadurch verdorben, daß man sie vor den Pflug spannte oder sonst zu schwerer Arbeit verwendete, und die einzigen Luxusfuhrwerke waren die, welche im Kriege erhalten geblieben waren. Die Kutschen der wohlhabendsten Bürger des Staates waren plumpe, elende, alte Kumpelkästen, die aussahen, als ob sie vor Alter zerfallen wollten, und das Gespann vor ihnen bestand aus zwei Maulthieren oder einem Maulthier mit kahlem Schwanz und einer alten Mähre, die an Don Quijotes Rosinante erinnerte. Das Geschirr war geslickt, die Peitsche zur Hälfte abgebrochen und zu einem Griff für einen als Geißel dienenden Riemen geworden. Sehr Viele fahren noch jetzt in dieser Weise umher, neue Kutschen sind selten zu sehen, dagegen sind Manche jetzt wieder in die Lage gekommen, sich wenigstens einen anständigen Buggy anzuschaffen. Nur in Columbia sieht man die republikanischen Beamten, die weißen und die farbigen, in prächtigen Kutschen für 2500 Dollars mit Livreedienern und Vollblutpferden Parade machen. Eine Zeit lang hielt man es unter den Weißen für ein sicheres Zeichen von Unehrenhaftigkeit, wenn jemand mit einem schönen Wagen oder Landauer herumprunkte.

Die Wohnungen der Neger sind, wie bemerkt, Schmutzhöhlen, die einen unerträglichen Gestank aushauchen. Früher wurden sie von ihren Herren gezwungen, den Pflichten der Reinlichkeit einige Beachtung zu schenken, jetzt, wo sie frei sind, vernachlässigen sie dieselbe fast ohne Ausnahme vollständig. Ihre Betten sind mit einer förmlichen Schmutzrinde überzogen. Ihre häuslichen Sitten und Beziehungen sind äußerst barbarisch, ungeordnet und unmoralisch. Infolge ihrer schlechten Ernährung und ihrer unreinlichen Gewohnheiten leiden sie in beklagenswerthem Grade an allerlei Krankheiten, namentlich an Hautübeln. Auf die Frage: „Wie geht es Ihnen heute Morgen?“ erhält man von einem Farbigen beinahe niemals die Antwort: „Vortrefflich“. Fast immer

erwidert er: „Mir ist gar nicht recht wohl zu Muth“ oder: „So so, la la“ oder auch: „Ich bin nur so mittelmäßig auf dem Zeuge“. Die Weißen lachen und spotten darüber als über Verstellung, aber wenigstens die Hälfte davon ist Wahrheit, was schon daraus hervorgeht, daß die Sterblichkeit unter den Negern sowohl in den Städten als auf dem Lande die unter den Weißen bei Weitem übersteigt. Hätten sie nicht von Natur eine so kräftige und dauerhafte Körperbeschaffenheit, so wäre kaum möglich, daß sie unter den Verhältnissen, in denen sie leben, sich auch nur so lange auf den Beinen erhalten könnten.

Wie alles Andere, so ist auch die Art, wie man sich kleidet, unter den Weißen überaus ärmlich und einfach geworden. Fadenscheinige, abgeschabte Röcke mit Löchern an den Ellbogen und zotteligen Tegen an den Ärmelausschlägen und Schößen sind etwas Gewöhnliches geworden. Feines Tuch war selbst in den Städten so selten geworden, daß die Leute, wo jemand damit erschien, große Augen machten. Die Damen, die sich etwas Besseres als Kattunkleider erzeugen konnten, hielten sich für glücklich. Erst seit einem Jahre hat es sich damit ein wenig gebessert. Häufiger sieht man bei diesen Aufdämmern einer neuen Aera von Herren feines Tuch und von den Damen Kips- und Seidenkleider tragen. Natürlich ahmen die Wohlhabenden die Moden des Nordens nach, zu welchem Zwecke man sich die Modeblätter von Newyork und Boston kommen läßt. Die Kleidung der Neger ist gewöhnlich geradezu Abscheu erregend, ihre Hemden, Jacken und Beinkleider sind ein Gemisch von Fett- und Schmutzflecken, und es ist äußerst unbehaglich, wenn man einem von ihnen sich auf mehr als zehn Schritt nähern muß. Sie haben zu Hause in der Regel ein Blechbecken, in welchem sie sich manchmal waschen, gewöhnlicher aber nehmen sie ihre Abwaschungen in der Pferdeschwemme vor, wo sie sich dann das Gesicht mit den Hemdärmeln abtrocknen. Während des Sommers baden sie in Bächen, wobei sie ihre Kleider, während sie noch naß sind, wieder anziehen. Ihre Kinder sind entsetzlich schmutzig. An abgelegenen Orten tragen sie kaum mehr als ein Hemd, und es fällt nicht sehr auf, kleine Knaben und Mädchen von Farbigen völlig nackt umherlaufen und spielen zu sehen. Ein großer Theil der Kleider, welche die ärmeren Neger tragen, ist von den Weißen gebettelt, die ihnen ihre abgelegten Röcke, Hosen und Westen überlassen. Oft ist es kaum möglich, zu errathen, was ursprünglich der Stoff und die Farbe eines dieser Kleidungsstücke gewesen ist, so dicht und so bunt ist es mit grob angehefteten Flecken besetzt. Bisweilen machen sie sich Anzüge aus Säcken. Ihre Schuhe sind irische Brogans oder zerlaufene Stiefeln, die ihnen die Weißen geschenkt haben. Die Weiber tragen ein Tuch, das turbanartig um den Kopf geschlungen ist und möglichst schreiende Farben haben muß. Manche

gehen auch in bloßem Kopfe einher. Die männlichen Schwarzen trugen früher, vor ihrer Emancipation, keine Kopfbedeckung. Seitdem aber legen sie einen großen Eifer an den Tag, sich Hüte zu verschaffen, obwohl es nicht allen gelingt, so daß eine Anzahl noch barhäuptig umhergeht. Wunderlich ist, daß sie mit Ausnahme der Hausdienerschaft nicht an die Thüren zu klopfen verstehen. Sie sind im Stande, eine Stunde vor einer Hausthür zu warten, bis jemand zu ihnen herauskommt, ungeduldige Burschen geben ihre Anwesenheit dann durch Rütteln an der Klinke oder Anschlagen mit der flachen Hand an die Thür oder auch durch Aufstampfen mit ihrem Stocke auf die Stufen vor derselben (sie führen alle Stöcke bei sich) zu erkennen; nie aber steigen sie die Stufen hinauf, um anzupochen.

Und doch, trotz allem, was wir gesagt haben, ist der Neger — so ist nun einmal die menschliche Natur — ein Mensch, der gern den Stutzer spielt und schöne Kleider und Schmucksachen über Alles liebt. Vorzüglich die Weiber sind außerordentliche Freundinnen heller Farben und glücklich, wenn sie des Sonntags in den abgelegten Putzsachen ihrer Herrinnen herumstolziren können. Die Gesezgeber und sonst wohlsituirte Leute unter den Schwarzen treten als Stutzer ersten Ranges auf. Unter den Weibern von rein afrikanischer Abkunft vermag das Auge eines Weißen niemals eine Spur von wirklicher Schönheit zu entdecken, höchstens die Augen und die Zähne machen davon eine Ausnahme; unter den Männern dieser Klasse gibt es dagegen manchen schmucken Burschen. Mit den Mulattinnen verhält es sich anders, und unter denen, die weiße Väter und Großväter gehabt haben, bemerkt man Frauen und Mädchen, die ganz entschiedenen Anspruch darauf erheben können, als Schönheiten zu gelten. Ihre wohlgebildete Figur, ihre tadellose Gesichtsbildung mit den feurigen schwarzen Augen, ihr leicht gebräunter Teint und ihr blauschwarzes, gelocktes, nicht wolliges Haar lassen diese „yeller gals“ bisweilen bezaubernd anmuthig erscheinen.

Im Süden kaut oder raucht alle Welt, Männer, Knaben, unter den Schwarzen selbst die Mehrzahl der Weiber. Unter den Weißen rauchte man vom Ausgange des Krieges an bis vor etwa einem Jahre fast ausschließlich aus Pfeifen, da dies weniger kostspielig als der Genuß von Cigarren war. Jetzt sind die letzteren wieder mehr in Gebrauch, doch kaufen nur die Schwarzen, welche Aemter inne haben, und einige reiche Weiße die besseren Sorten und die übrige Bevölkerung begnügt sich zum großen Theile mit sehr wenig edlem Kraute. Die gemeinen Neger betteln sich, wo sie können, die Cigarrenstümpfe, welche die Weißen wegzuwerfen im Begriffe stehen. Wie die Weiber der Neger, so rauchen auch die der Sandhillers.

Jedermann, weiß oder schwarz, arm oder reich, Mebejer oder Aristokrat,

hat eine Flinte oder Büchse, oder wenigstens eine Pistole im Hause. Die Weißen sind fast ohne Ausnahme vortreffliche Schützen. Der Staat Südcarolina hat noch so viel Wald, daß ein Gang von einer halben Stunde den Jäger nach einer Stelle bei seiner Stadt oder seinem Dorfe führt, wo es Wild gibt, und natürlich haben die, welche fern von lärmenden Städten und belebten Landstraßen wohnen, noch viel reichlicher Gelegenheit, das Waidwerk zu treiben. In den Flußsümpfen gibt es, allerdings nicht mehr in solcher Menge wie ehemals, Rehe, häufig begegnet man Füchsen, massenhaft kommen in manchen Gegenden wilde Truthühner, Opossums, Waschbären, Eichhörnchen und Kaninchen vor. So ist die Jagd allenthalben ein beliebtes Vergnügen. Die Neger waren in der Zeit, wo ihnen der Gebrauch von Feuerwaffen zuerst gestattet wurde, im Vergleich mit den Weißen etwa so gute Schützen, wie der Mohikanerhäuptling bei Cooper im Vergleich mit dem Rothödter. Seitdem hat ihnen die Praxis zu größerer Geschicklichkeit verholfen, und sie würden sich noch besser geübt haben, wenn die Munition nicht so viel Geld kostete.

Jeder Südländer ist ferner von dem Ehrgeiz erfüllt, Vieh, Pferde, Hunde und Vögel von edler Race zu besitzen, und wenn dieser Ehrgeiz in der letzten Zeit wenig Befriedigung fand, so war nur der Mangel an Mitteln daran schuld. Besonders beliebt sind Pferderennen und, in geringerem Maße, Hahnenkämpfe. Die Neger ahmen dies in bescheidener Weise nach, sie haben fast alle einen oder ein paar Hunde, und häufig besitzen sie stattliche Kampfhühne. Der Weiße ist stets ein guter, gewöhnlich auch ein grazioser Reiter und liebt es, fleißig ein Pferd zu tummeln. Dem Neger kann man keinen größeren Gefallen thun, als wenn man ihn ein Pferd besteigen läßt, und er sitzt stets fest, selten aber anmuthig im Sattel. Die weißen Damen Südcarolinas waren berühmt wegen ihrer Leistungen als Reiterinnen, jetzt aber sieht man sie, da die Pferde im Staate fast durchgehends nicht viel taugen, nur selten im Sattel.

Kunstreitergesellschaften durchziehen den Staat nur im Herbst und im Winter. Sie erfreuen sich überall großer Beliebtheit, namentlich aber unter den Negern und der ärmeren Klasse der Weißen. Sie nahmen im vorletzten Jahre von diesen so viel Geld ein, daß die Legislatur den Beschluß faßte, alle solche Gesellschaften sollten für die Erlaubniß, Vorstellungen zu geben, pro Tag hundert Dollars an die öffentliche Kasse entrichten. Gelegentlich wandern Photographen durch das Land, und immer machen sie, vorzüglich bei den Negern, gute Geschäfte. Zelte mit Zauberlaternen, Sängergesellschaften, die Volkslieder und Gassenhauer vortragen, Seiltänzer und Taschenspieler haben unter Sandhillers und Farbigen immer reichliche Einnahmen gefunden. Im Circus der Kunstreiter sind immer zwei Sirkreihen eingerichtet, die durch die Arena von einander getrennt sind, und von denen die eine für die Weißen,
Grenzboten III. 1877.

die andere für die Farbigen bestimmt ist. Der Clown und die andern, welche zu sprechen haben, stehen stets vor der Seite des Circus, wo die Weißen sitzen, und kehren diesen das Gesicht zu. Den Schwarzen und Mulatten wenden sie nie auch nur einen Blick zu, wenn sie nicht etwa einen Sprung thun oder einen Purzelbaum schlagen müssen, der sie nach dieser plebejen Gegend hinführt. Dagegen wird über die farbige Zuschauerschaft Wit auf Wit gerissen. Auch die Volksfänger müssen über die Neger und die republikanische Partei das Füllhorn ihrer Späße und Kalauer ausschütten, wenn sie dem weißen Publikum gefallen wollen.

Theater ersten Ranges gibt es in ganz Südearolina nicht. Ueberhaupt haben nur Charleston und Columbia einige stehende Bühnen. Trotzdem finden in erstgenannter Stadt klassische Aufführungen ein Publikum, welches Geschmack und ein gutes Urtheil hat, ja, ich zweifelse, ob ein Schauspieler irgendwo anders in den Vereinigten Staaten, Newyork und Boston ausgenommen, eine schwerere Feuerprobe zu bestehen hat als in Charleston. Die Bewohner dieser Stadt geben überdies nur in seltenen Fällen ihren Beifall zu erkennen, und selbst wenn der Künstler ihnen sehr wohl gefällt, sieht man nicht viel davon.

Wo es für ein Billiges oder umsonst etwas zu sehen gibt, herrscht in der Menge das schwarze Element ganz entschieden vor. So bei wohlfeilen Ausstellungen, Wachsfigurenkabinets, Thierbuden, Zauberlaternen u. d., bei Gerichtsverhandlungen, Aufzügen und Hinrichtungen. Bei allen solchen Versammlungen weiß es jede Race durch Wahlverwandtschaft so einzurichten, daß sie für sich ist. Die Hinrichtungen finden noch immer öffentlich statt, und werden selbst in der entlegendsten Landstadt niemals von weniger als sechs- bis siebentausend Menschen besucht. Sie sind im höchsten Grade demoralisirend. Wenn ein Neger gehenkt werden soll, so wird in seiner Zelle wenigstens in der Woche vor dem Tage der Hinrichtung täglich Gottesdienst gehalten, der öffentlich und massenhaft, namentlich von Leuten seiner eigenen Race besucht ist. Am Galgen werden Gebete gesprochen, welche zustimmendes Aechzen und Geflöhn von Seiten der umstehenden Menge hervorrufen, und auf die der arme Sünder eine reuevolle Ansprache folgen läßt, welche die Ergriffenheit der Zuschauer bis zum Wahnsinn steigert. Dann werden geistliche Lieder nach wilden Melodien gesungen, in welche die ganze Gesellschaft einstimmt. Tiefes Schweigen folgt hierauf, die Klappe, auf welcher der unglückliche Mensch mit der Nachtmütze über den Augen steht, öffnet sich nach unten, und jener baumelt zappelnd in der Tiefe, und ein markdurchdringender Schrei von Seiten der Menge her steigt gen Himmel. Die wildeste religiöse Verzückung ergreift die ganze weite Menschenmasse, sie wogt hin und her wie Meeresbrandung, man singt und beginnt eine Art frommen Tanzes. Das Schauspiel ist bisweilen

über alle Beschreibung gräßlich. Es ist, wie wenn man sich unter Kanibalen befände.

In der letzten Zeit hat sich der Geschmack am Reisen unter den Weißen stark entwickelt. Vor dem Kriege war dieser nicht so vorherrschend oder wenigstens nicht so auffällig. Es gibt verschiedene Badeorte und Mineralquellen in Südcarolina, die sich jeden Sommer zahlreichen Besuchs erfreuen. Auch die Sitte, nach dem Norden zu reisen, lebt, so weit es die Mittel gestatten, wieder auf, und sie kommt auch unter den niedern Klassen in Aufnahme, die früher selten ihre Heimath verließen. Die Ursache scheint in den Kämpfen des großen Bürgerkriegs zu liegen, die Viele weit wegführten und ihnen Gefallen am Besuch fremder Gegenden einflößten. Das Beispiel der Aristokratie kann es nicht gewesen sein; denn diese reiste, selbst genügsam, wie sie war, wenn sie nicht eine fremde Schule oder Universität besuchte, selten über die Grenzen des Staates hinaus.

Das gesellschaftliche Leben der höheren Kreise in Charleston ist sehr eigenthümlicher Art. Die Wohnhäuser derselben sind gewöhnlich groß und zwar altmodisch, aber behaglich eingerichtet. Sie haben zahlreiche, mit Gitterwerk versehene Balkone und sind von geräumigen Höfen umgeben, welche von hohen Mauern eingeschlossen werden, und in denen Orangenbäume, andere schöne Pflanzen und Beete mit seltenen Blumen duften und glänzen. Diese still behaglichen Häuser gehören vorzüglich reichen Pflanzern von der Seeküste und den Inseln, die abwechselnd hier und auf ihren Plantagen leben. Hier halten die Reisepflanzer so viel als möglich ihre alten Gewohnheiten aufrecht und bilden einen Kern, um welchen die südliche Aristokratie sich wieder sammeln kann.

Jedes Jahr halten die Freimaurer, die Oddfellows, die Grangers und andere geheime Gesellschaften Generalversammlungen in Charleston oder Columbia ab, wobei es öffentliche Aufzüge mit allerlei buntem Schmickschnack und Hokusfokus gibt. Ferner gibt es am letztgenannten Orte alle Jahre einen großen Jahrmart. Bei diesen Gelegenheiten setzen die Eisenbahnen ihre Fahrpreise auf die Hälfte herab, und Tausende drängen sich durch die Städte. Lustbarkeiten dieser Art waren mehrere Jahre nach dem Kriege nicht üblich, jetzt leben sie rasch wieder auf. Auch zahlreiche Konzerte, Bälle, Ausflüge aufs Land, Regelgesellschaften und Clubs für Ballspieler, die seit zwei Jahren entstanden sind, zeigen, daß die Wunden des Krieges langsam zu heilen begonnen haben.

Alles das wird von den Negern selbstverständlich nachgeahmt. Sie sind namentlich ganz veressen aufs Reisen. Fortwährend werden die Eisenbahnbeamten von ihnen mit dem Verlangen nach Extrazügen behelligt, die sie zu

Picnicks, Ausstellungen, Schaubuden, Sonntagschul-Feierlichkeiten, Einweihungen von Kirchen, Begräbnissen ihrer berühmten Männer und -- Hinrichtungen führen sollen. Massen von Farbigen stellen sich dann aus den Wäldern auf den Bahnhöfen ein, und es ist eine Lust, ihre kindische Bewunderung und ihre ausgelassene Freude in den Eisenbahnwagen zu beobachten. Ferner hat die farbige Jugend ebenfalls begonnen Ballspielergesellschaften zu organisiren, die sich gelegentlich zu Wettspielen herausfordern. Endlich sind Tanzpartien, bei denen es ziemlich plump und unzüchtig zugeht, unter den jüngeren Schwarzen beider Geschlechter an der Tagesordnung.

Der sogenannte „Thanksgiving Day“ wird mehr von den Negern als von den Weißen gefeiert, die an ihm auch nicht den im Norden üblichen Truthahn verspeisen. Das Hauptfest des Jahres ist im Süden Weihnachten. Auch Ostern und der Karfreitag galten früher nur den liturgischen Kirchen, nicht aber den Sekten, die sie für Reste des Papstthums ansahen, für große und zu beachtende Feiertage, jetzt aber gewinnen sie rasch bei allen Sekten an Gunst. Die Schwarzen wissen „natürlich“ nichts von ihnen. Die Weißen enthielten sich der Feier des 4. Juli von Beendigung des Krieges an bis 1875, wo sich die Milizkompagnien von Charleston und Columbia zum Gedächtniß des Tages zu Augusta in Georgia mit den dortigen Milizen vereinigten. Die Neger begehen am 4. Juli das Fest ihrer eignen Emancipation statt desjenigen der Emancipation Amerikas von England. Früher war es Gebrauch, den Negern zu Weihnachten einige Ruhetage zu geben, und die, welche sich als Tagelöhner oder Diensthoten vermietet haben, bestehen auf Beibehaltung dieser Sitte, wie denn die Schwarzen überhaupt sich so oft, als es angeht, Feiertage zu machen versuchen.

Gefellige Vereine gibt es unter den Negern wenige, während sie doch eine Menge religiöser und politischer Genossenschaften unter sich begründet haben. Sie haben vielleicht im ganzen Staate ein halbes Duzend Mäßigkeitsvereine, die aber mit einander nicht in Verbindung stehen und wenig zu bedeuten haben. Die Weißen aber schließen sie von den großen, über die ganze Union verbreiteten Gesellschaften der Freimaurer, der Oddfellows, der Druiden, der Granger, der Söhne der Mäßigkeit, der Good Templars und der Knights of Pythias unerbittlich aus, und sie selbst haben zwar gewiß in ihrem Nachahmungstriebe Lust, aber nicht die nöthige Intelligenz und Energie, um unter Ahnzgleichen solche Bruderbünde zu gründen. Als einzige Ausnahme ist ein Zweig des masonischen Bundes oder Ordens zu nennen. Derselbe hat eine Großloge für den Staat Südcarolina, die ihren Bestallungsbrief von der Großloge von Massachusetts hat, und unter der ein paar Tochterlogen ein kümmerliches

Dasein fristen. Diese farbigen Freimaurer werden aber von den Logen der Weißen in Südcarolina nicht anerkannt.

Eine noch nicht genannte, aber sehr wohl gedeihende Gesellschaft sind die „Patrons of Husbandry.“ Häufig kommen ferner die Veteranen der alten Regimenter und Brigaden der Confederirten zusammen, wobei es Reden und Toaste gibt, die nicht gerade sehr viel Liebe und Hochachtung vor der Union äußern. Sehr populär sind sodann die „Ladies Memorial Associations,“ die durch Veranstaltung von Konzerten, Diners, Schaustellungen und Verloosungen die Mittel zur Errichtung von Denkmälern für die im Kriege gefallenen Confederirten-Krieger ihres Ortes zusammenzubringen bemüht sind und schon eine Menge solcher Monumente errichtet haben. Ansprachen, die das entschiedenste Gegentheil freundlicher Zuneigung zur Regierung in Washington ausdrücken, werden bei der Einweihung derselben und ebenso an den Gedenktagen gehalten, wo die gesammte weiße Bevölkerung des betreffenden Ortes, die Mitglieder jenes Frauenvereins an der Spitze, hinauszieht, um die Gräber der für die Palmetto-Fahne in den Tod Gegangnen zu schmücken. Auch Gedichte werden dabei recitirt, die entweder von Lokalbarden geleistet werden oder alte Geschichten wie z. B. Collin's Ode: „How sleep the brave“ sind.

Ferner haben sich Damen zu einer Gesellschaft konstituirt, welche die Errichtung eines Denkmals für Calhoun, den südlichen Staatsmann, der schon unter Jackson für die Losreißung des Südens vom Norden plaidirte, im Auge hat. Vor etwa einem Jahre wurde der Vorschlag gemacht, die zu diesem Zwecke gesammelten Gelder lieber dem obengenannten Frauenverein zur Errichtung von Monumenten für die im Bürgerkriege Gebliebenen zu überweisen, und die Zeitungen billigten diesen Gedanken und meinten, jener „eiserne Mann,“ wie Miß Martineau ihn zu nennen beliebt, würde, wenn er aus dem Grabe erstände, denselben auch gut heißen. Sodann besteht in Charleston ein „Home“ für verarmte Wittwen und Waisen confederirter Soldaten, welches mit freiwilligen Beiträgen gegründet worden ist, und welches unzweifelhaft vieler Noth abgeholfen hat.

Die Farbigen aller Schattirungen werden von den Weißen als „Niggers“ betrachtet, und die mit gemischtem Blute verkehren mit denen von rein afrikanischer Herkunft auf dem Fuße vollkommener Gleichheit. Nie kommt ein Fall vor, daß ein Mulatte, habe er auch noch so wenig die dunkle Farbe, die Wulstlippe und das Wollenhaar des echten Negers, sich vor einem Schwarzen auf seine dem Weißen ähnliche Erscheinung etwas zu Gute thäte oder von jenem deshalb beneidet würde.

Unser Südcarolinier hat fast nur Thatfachen mitgetheilt, aber zum Schlusse erlaubt er sich einige allgemeine Bemerkungen. Er sagt:

„Die alten Tage der Pflanzzeit sind vorüber, vielleicht für immer. Meine Grundsätze bewegen mich, die Sklaverei zu verabscheuen und mich von Herzen über ihre Abschaffung zu freuen. Und doch beschleicht mich in der Hitze und unter den Mühen des Kampfes um das Dasein bisweilen ganz gegen meinen Willen der Gedanke, daß wir bessere Tage gesehen haben. Ich denke an die wilde Jagd nach dem Fuchs und dem Reh, an das Träumen, Lesen und das köstliche Schläfchen auf dem Balkone, im Sommerhause, auf der ländlichen Bank auf dem Rasen vor dem Hause, an die langen Sitzungen bei Mahlzeiten und die Nachtisch=Cigarre, an die artigen, fein gebildeten Freunde im Gesellschaftszimmer und ihre ungezwungene, belebte Unterhaltung. Ich erinnere mich, wie ritterlich man den Frauen seine Huldigung darbrachte, wie angenehm die abendlichen Spazierfahrten waren, wie gern man die benachbarten Pflanzungen mit den langgestreckten breiten grünen Mais- und Baumwollfeldern, die im Winde wogten, mit den hier und da auftauchenden Gruppen fleißiger Sklaven, mit den langen Reihen der Negerhütten, vor denen kleine Pöckaninnis spielten, besuchte. Ich denke an den alten Ziehbrunnen mit dem langen Schwengel und dem Eimer, mit dem man schöpfte, an die Reihen von Wasser holenden Weibern mit den Eimern auf dem Kopfe, an den wilden Gesang, der des Nachts von dem Negerquartier nach dem Herrenhause herüberschallte, an den Ruf: „Christmas gif', Massa!“ der am Morgen des Weihnachtstages unsern Schlummer unterbrach, an die lustigen Pläne, nach denen wir würdevolle alte Darties am ersten April zum Besten hatten, an die getreue alte Amme, die uns in unsern Kinderjahren wartete, und unter deren bescheidenem Dache man gelegentlich ein Mahl einnahm, an den schmeichelnden, krakfüßelnden, schalkhaften, verschmitzten Racker von einem Negerburschen, dem man eine Silbermünze zuwarf, wenn er einem die Stiefeln herausbrachte, an die kleinen Niggerchen, die sich um die Schale balgten, wenn man des Nachmittags auf dem Vorplatze vor dem Hause seine Wassermelone verspeist hatte, und wie ein liebendes Gedächtniß sie mir vor die Augen stellt, ist mir, als wollten Thränen der Wehmuth hervorbrechen. Und so wird es jedem Südländer ergehen: Thränen steigen ihm vom Grunde des Herzens in die Augen, wenn er der Tage gedenkt, die da nicht mehr sind. Die Südländer der alten Zeit waren vielleicht die glücklichsten der Menschen. Nichts, was ihre Seeleneiterkeit stören konnte, nichts zu thun, nichts, was sie gethan zu sehen wünschten, und was nicht sofort Andere für sie zu thun bei der Hand waren. Glückselig sein war ihr einziges Ziel, Genuß beinahe ihre einzige Beschäftigung. Jetzt lasten die Sorgen des Lebens, der Kampf um das tägliche Brot schwer auf ihnen. Wenn ich an das tiefe Behagen der alten Zeit denke, kommt mir oft der Gedanke, daß es, ganz wie die stärkste Wirkung von Arzneien sich aus dem größten Verbrauch

von Material derselben entwickelt, in Betreff menschlicher Dinge so geordnet ist, daß das ausgefuchteste Glück sich auf das tiefste Elend Anderer gründet.“

Literatur.

Kaiser Wilhelm in Elsaß-Lothringen. 1.—9. Mai 1877. Straßburg, J. Schneider's Buchhandlung, 1877.

Dieser Bericht über den letzten Besuch, den der Kaiser den Reichslanden abstattete, erschien zunächst in der „Straßburger Zeitung,“ hier liegt er in wesentlichen Stücken ergänzt und bereichert vor, und in dieser Gestalt gibt er ein vollständiges Bild jener erhebenden und verheißungsvollen Waitage. Die Erzählung der Vorgänge ist lebendig, die Schilderungen des Verfassers sind anschaulich, das Ganze ist von patriotischem Geiste getragen. Als Anhang werden die wichtigsten Publikationen und Daten mitgetheilt, welche aus Anlaß des großen Ereignisses in die Erinnerung traten, z. B. eine Denkschrift des Kurfürsten Friedrich des Dritten von Brandenburg, die derselbe 1696 in Betreff der Wiedererwerbung Straßburgs an Kaiser Leopold den Ersten richtete, ein Aktenstück, welches ein sprechender Beweis für die echt patriotische Denkart dieses Fürsten ist. Das Herrscherhaus, welches berufen war, alles, was Frankreich unter Ludwig dem Vierzehnten von deutschem Gebiete geraubt hatte, wieder zu gewinnen, empfand und handelte auch damals deutsch. Schon 1674 hatte der große Kurfürst für Deutschlands Ehre, wenn auch erfolglos, das Schwert gezogen, und auch später noch, als Straßburg dem Reiche entrisen worden, blieb Brandenburg die Hoffnung der Patrioten. 1698 brach der pfälzische Erbschaftsstreit aus, um sich rasch zu einem europäischen Kriege zu entwickeln, in welchem der Kaiser und zahlreiche Reichsfürsten gegen Ludwig und seine Heere kämpften. In den Präliminarien des Friedens, welchen die Geschichte den von Ryswick nennt, bot Frankreich für Straßburg, das es behalten zu wollen erklärte, dem Reiche, in Wirklichkeit aber nur dem Hause Habsburg, die Rückgabe von Freiburg und Breisach an. Da erließ der damalige Kurfürst von Brandenburg, der einige Jahre später den Titel eines Königs von Preußen annahm, das oben erwähnte Schreiben an den Kaiser, in welchem er ihn in der eindringlichsten Sprache und mit dem edelsten Eifer die Nothwendigkeit ans Herz legte, Straßburg zurückzufordern. Klaren Blickes entwickelte er in der Denkschrift die politischen und militärischen Nachtheile, die das Verbleiben der Stadt bei der Krone Frankreich für das deutsche Reich